ROSA RIBAS

SONST IST ER TOT

SUHRKAMP
KRIMINALROMAN

suhrkamp taschenbuch 4674

Die Kommissarin Cornelia Weber-Tejedor ermittelt in einer Serie von Expressentführungen in Frankfurt, sie macht sich kaum Sorgen, irgendwann machen diese Stümper einen Fehler und dann werden sie eingebuchtet, da ist sie sich sicher. Beim nächsten Lösegeldanruf wird sie verständigt, gibt Instruktionen, doch als plötzlich ein Schuss zu hören ist und dann viel zu lange nichts, ist sich die deutsch-spanische Kommissarin nicht mehr so sicher. Es folgen: interne Ermittlung, Entzug des Falls, Zwangsurlaub. Und um sich selbst zu retten, muss Weber-Tejedor auf eigene Faust ermitteln, in einer Stadt voller Geld und Menschen, die einfach alles dafür tun.

Rosa Ribas, geboren 1963 in Prat de Llobregat, studierte Hispanistik in Barcelona und lebt seit 1991 in Frankfurt am Main. Mit *Kalter Main*, dem Auftakt der Serie, gewann sie den spanischen Krimipreis für das beste Debüt.

Rosa Ribas

SONST IST ER TOT

Der vierte Fall für
Kommissarin Cornelia Weber-Tejedor

Kriminalroman

Aus dem Spanischen von
Kirsten Brandt

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
Si no, lo matamos
bei Grijalbo, Barcelona.

Erste Auflage 2016
suhrkamp taschenbuch 4674
Deutsche Erstausgabe
© Suhrkamp Verlag Berlin 2016
© Rosa Ribas, 2015
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlagmotiv: FinePic®, München
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46674-2

SONST IST ER TOT

Für zwei wunderbare Freundinnen,
die ich mit der Kommissarin teile:
Pili und Cornelia

Frankfurt ist anders, jeden Tag. Wenn Sie das lesen,
hat es sich schon wieder verändert.
Auch das ist eine Art Verlässlichkeit.

Eva Demski

LOTS WEIB

Drei verschwommene Silhouetten. Drei Männer. Mehr sah er nicht.

Thorsten Hagendorf richtete seine ganze Aufmerksamkeit darauf, seine Hemden ordentlich auf der Rückbank seines Wagens abzulegen, nachdem er den wolkenlosen Himmel betrachtet und gedacht hatte, dass das Wetter sich an diesen ersten Frühlingstagen an den Kalender zu halten zu schien. Sie tauchten plötzlich auf. Drei Männer. Vielleicht hatten sie in einem Auto gewartet in der Seitenstraße, die um diese Uhrzeit üblicherweise menschenleer war und in der er immer parkte, wenn er auf dem Weg zur Arbeit seine Kleidung aus der Reinigung holte.

Mit einem kräftigen Stoß beförderte ihn einer der Männer bäuchlings auf die Hemden, während der andere die offene Wagentür nutzte, sich hinters Steuer zu setzen. Der, der ihn gestoßen hatte, setzte sich auf seine Beine, und noch ehe er begriff, wie ihm geschah, hatte der Mann ihm eine Kapuze übergestülpt und ihm geraten, sich nicht zu wehren oder gar zu schreien. In diesem Augenblick nahm der Dritte auf dem Beifahrersitz Platz und schloss die Tür.

Der Mann auf der Rückbank warf sich über ihn, damit er sich nicht aufrichten konnte. Gegen den Sitz gedrückt, spürte Thorsten Hagendorf, wie ihm die Luft ausging, und begann zu keuchen. Durch den Stoff der Kapuze hindurch nahm er den Geruch der dünnen Plastikfolie wahr, in der die Hemden steckten. Der Haken eines Kleiderbügels bohrte sich in seine rechte Schulter.

»Die Schlüssel«, sagte der, der ihn gestoßen hatte, und schlug ihm mit der flachen Hand ins Genick.

Hagendorf drehte den Unterkörper leicht zur Seite, um

die Schlüssel aus seiner Hosentasche zu fischen. Seine Beine waren angewinkelt, die Füße stießen gegen die Wagentür, und der Mann saß schwer auf seinen Waden. Als er ein wenig den Kopf hob, stieß er gegen die Hand, die ihn geschlagen hatte. Endlich fand er die Schlüssel und händigte sie aus.

»Fahr los! Und du hältst schön still. Wo ist dein Handy?«

Ein erneuter Schlag in den Nacken.

»In meiner rechten Jacketttasche. Was wollen Sie? Was ist los?«

»Nichts ist los, und es wird auch nichts los sein, wenn du uns keinen Ärger machst.« Der Mann tastete ihn ab, bis er das Telefon gefunden hatte. Er nahm es an sich.

In dieser Enge war es Hagendorf unmöglich, sich vom Körper über ihm zu befreien. Ein dritter Schlag in den Nacken ließ ihn erstarren.

»Wie heißt deine Frau?«

»Elke.« Er wandte den Kopf zur Seite, wie ein Schwimmer, der Luft holt.

»Steht sie unter ihrem Namen hier drin?«

»Ja. Aber was wollen Sie?«

Die Antwort war ein Fausthieb in die Niere. Sein Schrei vermischte sich mit dem Rascheln der Plastikfolie unter seinem Körper. Trotz der Schmerzen und der Angst ertappte er sich bei dem Gedanken, dass er seine Hemden zerknitterte. Der dritte Mann warf ein Stück Stoff über ihn, wahrscheinlich eine Jacke, um ihn vor anderen Autofahrern zu verbergen. Das Kleidungsstück roch nach Schweiß und Tabak. Er drehte den Kopf zu den Hemden hin, langsam, aus Furcht vor einem weiteren Schlag.

Gemächlich fuhren sie durch die Straßen Frankfurts. Seine Entführer wollten keine Aufmerksamkeit erregen. Als es Thorsten Hagendorf einfiel darauf zu achten, wie

viele Abbiegungen der Wagen nahm, durch wie viele Schlaglöcher er fuhr und ob er vielleicht etwas Auffälliges hörte, hatten sie schon zu viele Abbiegungen und zu viele Schlaglöcher hinter sich. Und die einzigen Geräusche, die er außer dem Motorenlärm wahrnahm, waren das Scharren der Schuhe des Mannes auf der Fußmatte und das Rascheln des Plastiks bei jeder seiner Bewegungen. Er konnte nichts tun.

Die drei Männer schienen alles unter Kontrolle zu haben. Und doch passten sie einen Moment lang nicht auf. Der Wagen war eine steile Rampe hinuntergefahren und hatte angehalten. Während sie ihn grob aus dem Auto zerrten, gaben Hagendorfs Beine, die durch das auf ihnen lastende Gewicht des Mannes eingeschlafen waren, nach, und er fiel zu Boden. Als sie ihn aufhoben, verrutschte seine Kapuze ein wenig. Durch den Spalt, der sich aufgetan hatte, konnte er den Boden erkennen; offenbar befanden sie sich in einem Parkhaus. Einer der Männer packte ihn fest am rechten Arm und zog ihn zu einer Treppe. Sie ließen ihn zwei Stockwerke hinaufstolpern, bis sie an etwas anhielten, was die Rezeption eines Büros zu sein schien. Durch den Spalt, den die verrutschte Kapuze freiließ, konnte er den unteren Teil eines Tresens und das halb abgerissene Stück eines Firmenlogos erkennen. Sie durchquerten einen leeren Raum, der nicht länger nach Raumerfrischer, sondern nach Staub und Feuchtigkeit roch. Dann hielten sie an. Thorsten Hagendorf vernahm das Ächzen und Stöhnen eines der Männer, der offenbar unter großen Mühen etwas aufschob. Das nächste, was er spürte, war ein Stoß, der ihn gegen eine Metallwand schleuderte; dann erklang in seinem Rücken das Zuschlagen einer Tür. Noch bevor er Zeit hatte, sich die Kapuze herunterzureißen, hörte er die Stimme des Mannes, der ihn festgehalten hatte:

»Ganz ruhig, in ein paar Stunden bist du frei.«

Die Männer gingen und ließen ihn in der dunklen Kabine eines Fahrstuhls allein, ohne auf seine Bitten und sein Geschrei zu achten, mit dem er ihnen in wachsender Panik zurief, dass er unter Klaustrophobie litt. Er glaubte noch ein leises Lachen zu hören, aber vielleicht bildete er sich das auch nur ein.

***

»Ja, ja, ja.«

Die drängende Melodie des Handys setzte sie in Bewegung. Elke Hagendorf suchte überall dort nach dem Gerät, wo sie es üblicherweise ablegte: in ihrer Handtasche, auf der Kommode im Flur, auf der Lehne der Fernsehcouch, in der Tasche der letzten Jacke, die sie angehabt hatte. Dort fand sie es genau in dem Augenblick, in dem es verstummte. Sie betrachtete das Display. Ihr Mann. Noch bevor sie auf den grünen Hörer drücken konnte, begann das Telefon erneut zu klingeln.

»Hallo.« Sie dehnte das »a« in gespielter Ungeduld. Ein Anruf so früh am Morgen hatte wahrscheinlich irgendeinen banalen Grund; bestimmt wollte ihr Mann sie an eine Erledigung erinnern oder sie fragen, ob sie seine Lesebrille gefunden hatte.

»Frau Hagendorf?«

»Ja.«

»Nennen Sie Ihren Namen.«

»Wie bitte?«

»Nennen Sie Ihren Namen, wenn Sie ans Handy gehen.«

Der Anrufer legte auf.

Sie lehnte sich an die Wand.

Das Telefon klingelte wieder.

»Elke Hagendorf«, meldete sie sich.

Nun presste sie ihren Rücken so heftig an die Wand, dass sie fühlte, wie sich jeder einzelne Wirbel durch die Haut bohrte.

»Gut gemacht.«

Ihre Verwunderung wurde zu Angst, als sie den ausländischen Akzent der Stimme am anderen Ende der Leitung vernahm.

»Wer sind Sie?«

»Wir haben Ihren Mann.«

Der Anrufer machte eine Pause, vielleicht um ihr Zeit für die Erkenntnis zu lassen, welche der zahlreichen Bedeutungen des Wörtchens »haben« hier gemeint war. Inzwischen hatte die Panik von Elke Hagendorf Besitz ergriffen und ließ sie verstummen.

»Aber ihm wird nichts geschehen, wenn Sie tun, was wir Ihnen sagen.«

Der Mann sprach schleppend. Elke Hagendorf öffnete und schloss geräuschlos den Mund wie ein gestrandeter Fisch.

»Haben Sie mich verstanden?«

Da rief sie ja, drei Mal und aus vollem Halse, während ihre Beine unter ihr nachgaben und sie an der Wand herunterrutschte, bis sie auf dem Boden im Flur saß.

»Ihm wird nichts passieren, wenn Sie Folgendes tun: Packen Sie sämtliche Wertsachen, die Sie im Hause haben, in eine Einkaufstüte aus Plastik.«

»Wertsachen?«

»Ja, Schmuck und Geld. Keine Handys oder elektronischen Geräte.«

Wieder sagte sie drei Mal ja, ein Mal für jeden Punkt auf der Liste.

»Dann gehen Sie mit allen Karten, die Sie haben, zur Bank und heben so viel Geld ab, wie Sie können.«

»Wie viel?«

»Alles, was Sie abheben können, das sagte ich doch. Es müssen keine kleinen Scheine sein. Wir nehmen auch große und mittlere.«

Sie stellte die ebenso verzweifelte wie überflüssige Frage.

»Warum wir? Wir sind doch nicht reich …«

»Frau Hagendorf.« Der Mann sprach mit ihr wie mit einem unartigen Kind. »Halten Sie uns für blöd? Glauben Sie, wir hätten uns für ein paar lumpige Euro all diese Mühe gemacht? Wir wissen, wo Ihr Mann arbeitet und welchen Posten er in der Anwaltskanzlei hat.«

Sie waren es! Es waren die gleichen! Das Hämmern des Blutes in ihrem Kopf machte sie einen Augenblick lang taub. Unwillkürlich stöhnte sie auf. Sie wusste, was diese Typen ihrem Mann antun würden.

Der Mann fragte:

»Was, glauben Sie, wird Ihr Mann denken, wenn er erfährt, dass Sie versucht haben zu feilschen?«

Trotz seines ausgeprägten ausländischen Akzents sprach er fließend Deutsch.

»Aber nein. Ich wollte doch nicht …«

»Na, na, keine Sorge, von uns wird er es ganz bestimmt nicht erfahren«, sagte der Mann beinahe flüsternd, in vertraulichem Tonfall, als wären sie Freunde, die ein Geheimnis teilen.

Nun hatte die Panik sie endgültig gepackt.

»Was muss ich tun? Was muss ich tun?«

»Das mit der Tüte haben Sie verstanden, nicht wahr?«

»Ja, ja, ja!«

»Gut. Dann erkläre ich Ihnen jetzt das mit der Bank, denn da waren wir stehen geblieben. Sie gehen zur Bank und heben alles Geld ab.« Der Mann räusperte sich, dann fuhr er fort: »Und dass Sie nicht etwa auf die Idee kommen, die Bankangestellten um Hilfe zu bitten.«

»Nein, das tue ich nicht«, brachte sie heraus.

»Natürlich werden Sie das nicht tun. Und Sie werden auch nicht die Polizei anrufen.«

»Nein, ich werde nicht …«

»Nein, das werden Sie ganz bestimmt nicht. Und wissen Sie, warum?« Der Mann machte eine Pause. Er wartete auf ihre Antwort.

»Weil Sie meinen Mann haben.«

»Genau. Aber Sie kriegen ihn zurück, wenn Sie alles richtig machen.«

Der Mann schwieg. Ihr schneller Atem, den er sicher hörte, konnte ihm als Beweis dafür dienen, dass er sein Ziel erreicht hatte. Trotzdem hakte er nach:

»Soll ich deutlicher werden, oder haben Sie mich verstanden?«

»Alles klar.«

»Großartig, ich glaube, wir verstehen uns. Also packen Sie Ihre Wertsachen ein, gehen Sie zur Bank, heben Sie das Geld ab, stecken Sie es in dieselbe Tüte und fahren Sie dann mit dieser Tüte zum Supermarkt in der Ferdinand-Happ-Straße.«

»Ist das in Frankfurt?«

»Jawohl. Im Ostend. Ich sehe schon: Sie verirren sich nie in die ärmeren Viertel. So geht's weiter: Sie fahren zum Supermarkt, gehen aber nicht hinein, sondern setzen sich auf die Bank am Parkplatz und sehen die ganze Zeit auf die Tür. Stellen Sie die Tasche links von sich ab, nach wenigen Minuten wird jemand sie mitnehmen. Wenn das passiert, kommen Sie bloß nicht auf die Idee, sich umzusehen, wenn Sie nicht wollen, dass Ihre Neugier Sie so teuer zu stehen kommt wie Lots Weib.«

»Wessen Weib?«

»Lot. Aus der Bibel. Altes Testament. Die Frau, die zu einer Salzsäule erstarrte, weil sie sich umwandte, um sich

die Zerstörung von Gomorrha anzusehen. Oder war es Sodom?«

»Ehrlich gesagt, weiß ich nicht …«

»Ach, ist auch egal. Auf jeden Fall ist sie zur Salzsäule erstarrt. Und Sie werden zur Witwe. Wir sollten jetzt keine Zeit mehr verlieren. Sie wissen ja nun, was Sie zu tun haben. Und Sie wissen auch, dass wir Sie im Auge behalten.«

Der Mann legte auf. Langsam richtete Elke Hagendorf sich auf. Wie ein Roboter ging sie in die Küche, holte eine Plastiktüte, entfaltete sie und sah nach, dass sie keine Löcher hatte; dann nahm sie die Ohrringe mit den kleinen Perlen ab, die sie trug. Sie waren das erste, was in der Tüte landete.

* * *

Thorsten Hagendorf tastete umher, um die Maße seines Gefängnisses abzuschätzen, die von der Dunkelheit vergrößert, von seiner Klaustrophobie verengt wurden. Er berührte das Paneel mit den Knöpfen für die Stockwerke. Aber er wusste, dass sie nicht funktionierten und er daher keinen Notdienst würde rufen können.

Die erste Panikattacke ließ ihn gegen die Aufzugwände hämmern und brüllen, bis ihm von seinem keuchenden, abgerissenen Atem schwindlig war. Als ihn die Kraft verließ, sank er auf den staubigen Boden.

Er hatte das Logo am Tresen erkannt und wusste, dass er sich in den ehemaligen Geschäftsräumen einer Sparkasse befand. Die Entführer hatten ihn allein in einem zwanzigstöckigen Gebäude zurückgelassen, das die neuen Bürogebäude, die beiderseits der Mainzer Landstraße sprossen – einer der Finanzarterien der Stadt – überflüssig gemacht hatten. Zwanzig Stockwerke leerstehende Büros,

die demnächst abgerissen würden, um einem moderneren und teureren Bau Platz zu machen. Er stellte sich die Gesichter der Bauarbeiter vor, wenn sie nach zwei, drei, vielleicht sechs Monaten seine Leiche fanden. Das rief eine zweite Panikattacke hervor, und sein von Adrenalin durchfluteter Körper hörte nicht länger auf die schwachen vernünftigen Argumente, mit denen er sich zu beruhigen versuchte, und überließ sich ganz den frenetischen Zuckungen des verängstigen, von blindem Fluchtverlangen erfüllten Reptils, das in seinem Kleinhirn hauste.

Später würden seine blutigen Fingerkuppen den Beweis dafür liefern, dass er die beiden Metalltüren, die ihn gefangen hielten, mit bloßen Händen auseinandergedrückt hatte. Mit der gleichen, bei seinem eher schmächtigen Körper fast unerklärlichen Kraft war es ihm gelungen, die Glastür zur Straße mit einem schweren, fast einen halben Meter langen Zementaschenbecher einzuschlagen, der im Gebäude vergessen worden war. Hagendorf wankte auf die Straße hinaus, und als er endlich frische Luft atmete, verließen ihn die Kräfte. Zusammengekrümmt brach er vor einer Gruppe von drei Männern zusammen. Einer ließ seine Aktentasche fallen, kniete sich neben ihn und versuchte, ihn aufzurichten. Die anderen beiden zückten reflexartig ihre Handys. Der Mann zur Rechten rief einen Krankenwagen; der Linke verlangte nach der Polizei. Gebeugt wie Klammerzeichen flankierten sie eine männliche, mit Anzug bekleidete Version der *Pietà*.

ERZÄHLEN SIE

Thorsten Hagendorf berichtete ihnen zum zweiten Mal alles, was geschehen war, angefangen bei dem Hinterhalt bis hin zu dem Augenblick, als er es auf die Straße hinaus geschafft hatte. Nicht, weil Cornelia und Reiner ihn gebeten hätten, es zu wiederholen, sondern weil er nicht aufhören konnte zu reden und ihnen seine verbundenen Finger zu zeigen.

Zuvor, noch unter Schock, hatte er auf die Fragen des Arztes im Krankenwagen, der seine verletzten Hände verband, nur ein paar zusammenhanglose Substantive und Verben hervorgebracht. Den herbeigerufenen Polizisten hatte er schon eine grobe Fassung der Ereignisse schildern können. Und im Polizeipräsidium hatte er Cornelia einen ersten vollständigen Bericht geliefert.

Nun erzählte Hagendorf die Geschichte noch einmal Reiner, den Cornelia geholt hatte, damit er sie sich anhörte. Sie hatte schon beschlossen, dass dies ihr Fall war, dass sie ihn an niemanden abtreten würde.

Wie schon oft zuvor beobachtete Cornelia auch diesmal, welche beruhigende Wirkung ihr Untergebener auf die Opfer eines Verbrechens hatte. Vielleicht lag es an seinen leicht schläfrig wirkenden Augen unter den dichten Brauen oder am massigen Körper eines alternden Boxers, der sich trotz seiner scheinbaren Schwerfälligkeit mit der Leichtigkeit eines Kämpfers bewegte. Oberkommissar Reiner Terletzki war der gutmütige Bär aus den Märchen, der mit seiner Versicherung, alles würde gut, die schlimmsten Ängste vertrieb. Er hatte auf ihrer Seite des Schreibtischs Platz genommen, und ihr war bewusst, wie unterschiedlich sie auf Hagendorf wirken mussten, aber ob-

wohl sie die Jüngere war, hatte Hagendorf nicht vergessen, dass Cornelia Weber-Tejedor die Vorgesetzte und Kriminalkommissarin war, die blonde Frau mit der leicht gekrümmten Nase, die ihm, die Arme auf einen Aktenstapel gestützt, aufmerksam lauschte. Bei Hagendorfs Ankunft hatte sie den Ordner geschlossen. Nun lehnte sie sich mit ihrem ganzen Gewicht darauf, wie um zu verhindern, dass ein Blatt herausrutschte oder er eines der Fotos des brutalen Elternmords zu sehen bekam, bei dem ein Kollege sie um Rat gebeten hatte. Der Inhalt dieser Akte war nichts für den Vierzigjährigen, dessen hagerer Körper in dem schmutzigen, zerrissenen Anzug winzig wirkte und dem sie nun ihre gesamte Aufmerksamkeit widmete; ihm und seinem wiederholten Bericht.

Sobald Hagendorf loslegte, hatte Reiner wie üblich seinen Notizblock gezückt und angefangen mitzuschreiben. Und er schrieb weiter, den Kuli fest in seiner gewaltigen Pranke, als Hagendorf zum zweiten Mal von vorne begann. Von Cornelia hatte er gelernt, dass Wiederholungen wertvoll waren, dass es sich lohnte, auf die kleinen Abweichungen zwischen den verschiedenen Versionen zu achten. Cornelia wusste das von Celsa, ihrer Mutter, die auf so typisch galicische Weise erzählte, mit zahlreichen Abschweifungen und Unterbrechungen, die aber stets in einen breiten Strom mündeten; eine Art zu erzählen, die sie gelehrt hatte, ihre deutsche Ungeduld im Zaum zu halten, bei der die Geschichte in einem geradlinigen Fluss direkt auf den Punkt kam.

Der Bericht über das Vorgefallene schien das Letzte zu sein, was Hagendorf noch gefehlt hatte, um wieder in die Wirklichkeit zurückzukehren, denn als er geendet hatte, sah er Cornelia und Reiner an, die aufmerksam jedes neue Detail registriert hatten, und fragte ängstlich:

»Haben Sie meine Frau gefunden?«